

Ein Spiel entsteht

Autor(en): **Heuberger, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **24 (1938)**

Heft 21

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-538559>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

in seiner Geschichte vom heiligen Gallus mit Vorliebe diese Satzanfänge: „Dort nun errichtete sich die Hand der Brüder Wohnungen... Eben daselbst verehrte das abergläubische Volk drei eherne und vergoldete Götzenbilder... Deshalb trug... Hier auf zerschmetterte er... Da bekannte ein Teil des Volkes seine Sünden... Unter des suchte der Mann Gottes...“

Bei *Isabella Kaiser* finden wir im „Nachtzug“ zerstreut viele solcher Anfänge. Zwei Stellen seien hervorgehoben: „In endloser Länge dehnte sich der Oelberg-Tunnel, als steckte er voll Gespenster. Wäre er erst draussen! Dort war doch der Wind, der wie lebendige Menschen heulte und drängte. Vorwärts! — immer weiter, um die offene Strecke zwischen dem Franziskus- und Oelberg-Tunnel zu erreichen. Dort sollen die warnenden Schüsse krachen. Innerhalb des Felsenganges würde ihr Schall im donnernden Getöse ungehört verhallen... Jetzt war der Ausgang erreicht. Da erscholl ein gellender, kurzer Pfiff: der Nachtzug fuhr in den Oelberg-Tunnel ein. Die Knallsignale hatten versagt! Noch einige Minuten, und aus der unterirdischen Gruft tretend, würde der Zug mit jauchzender Schnelligkeit ahnungslos dem Verderben zurasen.“

Zum Schluss noch eine Stelle aus „Der Geiss-Christeli“ von *E. Zahn*: „So trotteten sie zusammen nach der grossen, heissen, hellen Küche zurück und durch diese hindurch nach einem Nebenraum, wo zwei grosse Tische und eine Herde Brettstühle standen. Um die Tische herum sass ein ganzes Volk, Männer und Frauenzimmer, fürnehme und weniger fürnehme, geschneigelte und schlichtere, nur bäurisch wie der Christele war keins. Aber sie schwatzten und assen hastig und beides mit unheimlicher Fertigkeit. Der eine Tisch schien der adligere zu sein; es war nicht der, an dem sie selber, der Hans und der Christen, sich jetzt niederliessen. An seinem einen Ende sass ein Herr

mit einer weissen Weste und einem hochtrabenden Wesen, dann ein Kellner, mit einem Bürgermeisterbauch und einem grossen Schnurrbart und ein nicht mehr ganz junges Fräulein mit einer weissen Schürze und einem Schlüsselbund am Gürtel.“

Abwechslung liebt die Welt!

Die gemachte Anregung darf nun aber nicht zu einer einseitigen Anwendung führen. An guten Lesestücken lässt sich nachweisen, dass der Wechsel in den Wortarten, die für die Satzanfänge benützt werden, angenehm zu lesende, abgerundete Arbeiten ergibt.

Betrachten wir einmal die bekannte Fabel von *Aesop* „Der Fuchs und die Weintrauben“:

„An einem Weinstock hingen ganz oben einige goldgelbe Trauben. Ein Fuchs, der sehr langmäulig war, kam vorbei, sah die Trauben und hätte sie gern gehabt. Er sprang an den Weinreben in die Höhe, um die Beeren zu erschnappen; er zerzte an den Reben, um die Trauben herabzuziehen; er kletterte am Spalier ein Stück hinauf, — aber alle Mühe war vergeblich. Das verdross ihn sehr.

Als aber der Gesang der Vögel von den nahen Bäumen wie helles Gelächter erklang, da wollte er seinen Verdruss nicht merken lassen und sagte: ‚O ich mag die Trauben gar nicht haben. Sie sind mir viel zu sauer!‘ Damit trollte er seines Weges weiter.“

Der 1. Satz beginnt mit einem Vorwort. Dann folgt ein Hauptwort mit dem vorgesetzten unbestimmten Artikel. Der 3. Satz verwendet ausgiebig das Fürwort „er“. Der folgende Satz beginnt mit dem Bindewort „als“. Dann folgt ein Ausruf und ein Fürwort. Den Schlusssatz leitet das umstandswörtlich gebrauchte „damit“ ein.

Auf solche Weise wird der Lehrer einige gute Musterbeispiele untersuchen und den Schülern zur Nachahmung vor Augen führen.

St. Gallen.

Joseph Bächtiger.

Ein Spiel entsteht

Einige Wochen vor den grossen Ferien war's. Wir hatten uns gefreut an der köstlichen Geschichte des „Geisschristeli“ von *Ernst Zahn*. Ganz besonders reizvoll fanden wir das Zusam-

mentreffen *Christelis*, des Bergbauernbuben, mit der grossen Welt. Es reizte uns, den grossen Gegensatz, urwüchsig-derbes Aelplertum, überfeinerte Stadtkultur, einmal recht deutlich zu se-

hen und zu zeigen. So wollten wir es darstellen. Und als in einer nächsten Deutschstunde einige Schüler diese Szene aufführten und alle davon begeistert waren, da beschlossen wir, das ganze Stück zu spielen. In gemeinsamer Arbeit stellten wir fest, welche Szenen sich zur Auf-führung eigneten. Da fanden wir z. B.: Christelis Abschied von zu Hause; Seine Ankunft im Hotel; In der grossen Halle des Hotels Schweizerhof; Christeli beim Hoteldirektor, der ihn in sein Amt einführen will; Christeli beim Mittagessen mit den andern Angestellten; Christelis Abschied (oder besser: Davonlaufen) aus dem Hotel; Christeli kommt wieder heim.

Nun erhielt jene Szene einen Spielleiter, der den Text ausarbeiten und mit den ihm zugeteilten Spielern einüben sollte. Dann folgte nach einigen Tagen die Aufführung. Der vordere Teil des Schulzimmers wurde zur Szenerie. Der Lehrer musste sich flüchten; denn sein Pult wurde zu dem für das Spiel notwendigen Lift. Und dann kam das Spiel — und nachher die gemeinsame Kritik. Und da war es für mich aufs neue wieder aufschlussreich, wie ausser-ordentlich hellhörig und feinfühlig Kinder in solchen Fällen sind, wie rasch sie beispielsweise Schwächen des Textes (tote Stellen!) oder falsche Gebärden herausspüren. Als grösster Fehler wurde gerügt, dass jede Szene von einer andern Spielgruppe dargestellt wurde. Da sich einige Schüler stürmisch dazu meldeten, beschlossen wir, auch diesen Fehler zu beheben. Wir bestellten dazu aus den bisherigen Spiel-leitern einen Hauptspielleiter, der die einzel-nen Teile einheitlich zusammenschweissen sollte, und stellten ihm für das ganze Spiel die Spie-ler zur Verfügung. Die Rollenverteilung geschah durch die Schüler selbst, wobei mit er-staunlicher Sicherheit aus den bisherigen Trä-gern die richtigen herausgesucht wurden. Und nun begann eine geheimnisvolle Arbeit, immer am Morgen vor und am Abend nach der Schule. Endlich, am letzten Schultag vor den Som-merferien, lichtetete sich das Geheimnis. Mein Lehrmittelzimmer glich einem Warenhaus. Was da nicht alles herumlag und -stand: Tische und Stühle, Tassen und Teller; Röcke aus Ur-grossmutter's Zeiten, Koffern, eine grosse, blaue Stallbluse, daneben ein tadelloser Frack, ein uralter Bauernfilz und dabei ein hochmoderner

Damenhut! Ich war ehrlich gespannt, was da alles kommen würde.

Samstag morgen. Der letzte Schultag vor den Ferien. Schon von weitem höre ich aus dem Schulzimmer Handorgelmusik. Vorn beim Pult hat sich ein ganzer Handorgelklub nieder-gelassen; die ganze Klasse sitzt rundherum auf Bänken und Tischen und kann sich kaum satt sehen und hören. Alles ist elektrisiert, denn bald soll die grosse Festaufführung beginnen. Die Schüler rücken mit einem fertigen Programm auf. Sie wissen ganz genau, wie sie alles ein-richten wollen; sie haben sogar Gäste einge-laden; für andere holen sie erst noch die Er-laubnis ein. Nach kurzer Zeit melden sie sich bereit zum Beginn.

Das ganze Zimmer ist angefüllt mit Schülern anderer Klassen, die alle ihre Freude haben an den rassigen Märschen unserer Handörgeler, mehr aber noch am Spiel, das nun beginnt. Man sieht Christelis ganze Familie, Vater, Mut-ter, Bruder und Schwester, die alle dem aus-ziehenden Sohn und Bruder gute Lehren mit auf den Weg geben. Alle freuen sich an Chri-stelis klotzigem Benehmen, am bunten Leben und Treiben in der Hotelhalle, wo es in allen möglichen Sprachen durcheinander schwirrt, wo Christelis Zusammentreffen mit all diesen Leu-ten, mit den geschminkten Dämchen und dem schnauzigen Deutschen einen Mordsskandal verursacht. Alle verstehen es, dass es dem guten Christeli da nicht mehr ganz wohl zu Mute ist und dass allmählich bei ihm das Heimweh erwacht, das ihn schliesslich wieder heimtreibt auf die Alp zu seinen Geissen.

Schon war unser Spiel zu Ende und die Schulzeit vorbei; aber niemand wollte das Schul-zimmer verlassen, alle wollten noch ein biss-chen bleiben und sich miteinander freuen, be-vor sie in die Ferien gingen. Am Schluss des Spieles meinte der Spielleiter, er habe wohl viel Arbeit gehabt, bis alles klappte, bis jeder seine Rolle konnte und jeder sein passendes Kostüm hatte, aber heute mache ihm doch das Ganze eine riesige Freude. Er und mit ihm alle Spieler wollten das nächste Mal wieder mitmachen. Noch heute erinnern wir uns mit Freuden des Geisschristeli, und es ist für uns immer wieder so etwas wie ein bisschen Son-nenschein im grauen Alltag.

Nach den Ferien: Die Schüler erzählen von ihren Ferienerlebnissen. Zwei haben miteinander eine Velotour gemacht. Auf der Heimreise wollten sie von Brunnen über Arth-Goldau nach Zug gelangen. Da erinnerten sie sich des Geisschristeli, und sie beschloss, zuerst nach Luzern zu fahren, dort das Hotel Schweizerhof zu

suchen und zu sehen, wo Christeli wirklich gelebt hat. Offenbar ist ihnen der Geisschristeli zum nachhaltigen Erlebnis geworden. Wäre dies wohl auch der Fall, wenn man nur die Geschichte im Lesebuch gelesen hätte?

Bütschwil.

G. Heuberger.

Zur Behandlung von Gedichten

Für die Behandlung von Gedichten lässt sich ein allgemein gültiges Schema nicht aufstellen. (Dr. Richard Seyfert.)

Diesen Satz nützen viele in falsch verstandener Auslegung zur vollständigen Missachtung der formalen Stufen aus, die sie als „unnützen, veralteten Zwang“ beim Lehrverfahren ausgeschaltet wissen wollen. Dem pflichte ich nicht bei. Trotz aller gegnerischen Ansichten kann ich ihre bei den Uebermodernen verpönte Anwendung jedem, der noch auf geordneten, wirklichen Erfolg versprechenden Unterricht etwas hält, bestens empfehlen. Allerdings will ich damit keineswegs behaupten, dass bei jedem Gedichte sämtliche Stufen zur Durchführung gelangen müssen. Eines schickt sich nicht für alle. Bei lyrischen Gedichten ist die Vorbereitung oder — wie sie von neueren Methodikern genannt wird — die *Einführung*, *Einstimmung* neben dem mustergültigen Vortrage der wichtigste Abschnitt der Behandlung. Ohne kunstgerechte und stimmungsvolle Vorbereitung bleibt der Inhalt des zu vermittelnden Gedichtes unverstanden und wirkungslos, selbst bei noch so haargenauer Erklärung und Zerkleinerung, wie es besonders die alte Schule zu tun beliebte. Im Gegenteil! Eine solche Gedichtbehandlung erniedrigt den Lehrer zum Handwerker; sie ist eine Sünde wider den Dichter und sein Werk und verkehrt dem Kinde oft fürs ganze Leben die schönsten Perlen der deutschen Dichtung. Treffend äussert sich hierüber G. Wolf:

„Gedichte sind Kunstwerke und solche können nicht rein verstandesmässig durchdrungen, nicht rationalisierend, nicht restlos erklärt, nicht vollständig erkannt werden; sie müssen mehr durch das warme Gefühl, die bauende und malende Phantasie, mit dem Gemüte und der Seele aufgenommen, durch eine künstlerische Behandlung mehr erfüllt, intuitiv

(innerlich) erschaut werden. Das Gedicht ist ein Kunstwerk, ein Ganzes und muss als Ganzes erfasst und aufgenommen werden. Das kann niemals von aussen her geschehen; da bleibt sein Inneres und Innerliches verschlossen. Es kann nur zustande kommen, dass es aus sich selbst heraus verstanden, von innen her erarbeitet, als Ergebnis und Erlebnis gefühlt wird.“

Allerdings stellt eine solche Einfühlung in den Inhalt eines Gedichtes die höchsten Anforderungen an die Kunst des Lehrers und man darf sich daher gar nicht wundern, wenn sich so mancher gewissenhafte Amtsgenosse in allzu grosser Aengstlichkeit an die Behandlung von lyrischen Gedichten nicht heranwagt. Wie ist nun dieser Scheu abzuwehren? Man studiere zuerst — trotz der jetzt so gern gebrauchten, aller Vorbereitung abträglichen Schlagworte „Methodische Krücken“ — mit Fleiss und Andacht ein gutes neues Hilfsbuch über die Behandlung von Lese- stücken in der Volksschule. Ist man dann mit ihrem Wesen und ihren Grundsätzen vertraut, so wage man mit frischem Mute die selbständige Behandlung solcher Gedichte, dem freilich das liebevolle Versenken und Erfassen in den Inhalt des jeweiligen Gedichtes sowie eine gewissenhafte schriftliche Ausarbeitung vorausgehen muss. Mag es auch im Anfange noch Schwierigkeiten und Hindernisse genug zu überwinden geben — es wird bestimmt von einem zum andernmale besser und endlich wird der Bann, der vielleicht jahrelang den Verzagten gefangen hielt, gebrochen sein und der Stoff, wovor ihm einstmals graute, wird ihm und den Kindern nun die reinste und edelste Freude bereiten.

„Da jedes gute Gedicht ein Kunstwerk ist, muss es als solches auch durch den Vortrag wirken. Der Lehrer muss der Vermittler zwischen dem Dichter und dem Hörer sein; seine Stimme